Familie zwischen Glaubenssatz und Selbermachen : eine autobiografische Betrachtung

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **RosaRot : Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen**

Band (Jahr): **- (2020)**

Heft 58

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-880960

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Familie zwischen Glaubenssatz und Selbermachen

Eine autobiografische Betrachtung

von AS

Familie: eine sichere Sache?

Das erste Mal, dass Familie für mich in ihrer Fragilität und Normhaftigkeit begreifbar wurde, war jener Moment, in dem ich Angst hatte, an ihr zu scheitern. Familie, so kannte ich es unhinterfragt, war das Zuhause meiner Kindheit, die Stabilität in den instabilen, wogenhaften Zeiten meiner Jugend. Dass Familie ein normativ aufgeladener Begriff ist, der dazu beiträgt, dass sie gesellschaftlich immer wieder neu verengend als heterosexuelle Kleinfamilie mit biologischen Kindern gedacht wird und viele von uns sich an dieser Norm abarbeiten, das lernte ich erst in den Jahren, nachdem ich selbst ein Kind auf diese Welt gebracht hatte. Aber dazu komme ich gleich.

Zuvor noch einmal zurück zu diesem grossen Wort: Familie. Familie scheint *beschreibend* und *vorschreibend* gleichzeitig zu sein, wobei ihr normgebender, vorschreibender Charakter nicht sofort sichtbar wird. Familie wird vielmehr in einem standardisierten Sinne weitgehend als selbstverständlich anerkannt (vgl. Bourdieu 1998) – nämlich als das hier und heute normalisierte und ‹richtige› Zusammenleben in Form von Mutter, Vater, Kind(ern) in einem Haushalt und mit geteilter Kasse. Dass Familie aber beispielsweise auch der Ort ist, an dem tagtäglich Geschlechterrollen gelebt und aufrechterhalten werden, die mitunter dazu führen, dass weiterhin Frauen* den Grossteil der Haus- und Sorgearbeiten übernehmen und dadurch unter anderem viel akuter von (Alters-)Armut bedroht sind, kommt in diesem Bild von Familie kaum vor. Genauso wenig wie die Möglichkeit darin vorkommt, dass Zusammenleben auch ganz losgelöst von biologischer Verwandtschaft langfristig und verbindlich organisiert sein könnte.

Auch mein Familienbegriff war lange ein unhinterfragter, obwohl meine Herkunftsfamilie gar nicht zur klassischen Familie – im Sinne einer ehelichen, monogamen, heterosexuellen Mutter-Vater-Kind(er)-Konstellation – zählt. Es gab, seit ich denken kann, immer wieder Menschen bei uns Zuhause, die länger und weniger lang präsent waren in unserem Kinder-Alltag, als Partner_innen unserer Eltern. Das stellte unsere Normalität dar, innerhalb einer Lebensform, die in einigen Milieus heute unter dem Namen der offenen Beziehung oder Polyamorie immer populärer wird. Für mich bedeutete sie damals aber ein durchaus schambehaftetes Abweichen von den familiären Realitäten meiner Mitschüler_innen. Scham war da, obwohl meine Eltern ihr Bestes gaben, uns in einem ehrlichen Umgang mit ihrer Beziehungsform, dem vielen Sprechen darüber, genau das – also die Scham des Andersseins – zu ersparen. Ehrlichkeit und Gespräche am Abendbrottisch konnten aber in meinen pubertären Teenagertagen nicht mehr als ein Tropfen auf dem heissen Stein der gesellschaftlichen familiären Normativität sein, die mir in den Häusern meiner Freundinnen und auf den Korridoren der Schule begegnete.

Familie blieb für mich also, trotz der frühen Möglichkeiten, die Löcher und Ausschlüpfe

in und aus ihrer vermeintlich festen Form zu sehen, eine klare Angelegenheit. Familie war da, wo meine Eltern, meine Schwester und ich unter einem Dach lebten und wo um halb sieben das Abendbrot auf dem Tisch stand. Dass an diesem Abendbrottisch auch immer wieder ganz grundlegend die familiäre Normalität in Frage gestellt, ja, herausgefordert wurde, wenn beispielsweise die Liebhaberin meiner Mutter mit ihrem Kind über das Wochenende zu Besuch war, das wurde mir erst Jahre, ja Jahrzehnte später bewusst. Vielleicht ermöglichen es mir diese Löcher, die sich meine Eltern in den festgefahrenen Familienbegriff gruben, normierte Familienideale heute so zu hinterfragen, wie ich es tue.

Liebe und Kinder machen?

Der Beginn meiner Reise an die Wurzeln des Familienbegriffes war eine Nacht in meinen gerade begonnenen Zwanzigern. Studienbeginn, das Einleben in einem neuen, selbst gewählten Zuhause. Mein Versprechen einer Freiheit, nach der ich mich sehnte. Sehnsucht nach Leben, das da auf mich wartete. Mehr und noch mehr wollen, alles gleichzeitig und sofort. Ich wurde schwanger.

Den Menschen, der der Vater dieses Kindes wurde, kannte ich wenige Wochen. Anfang zwanzig, zu Beginn meines Studiums, schwanger und ganz ohne Plan konnte ich wohl zum ersten Mal das Vertrauen spüren, das sich aus der Erfahrung speiste, in einer Familie aufgewachsen zu sein, die den gesellschaftlichen Ansprüchen von Moral und Sicherheit schlicht nicht genügte – mir ungeachtet dessen aber immer eine Familie war, mit all der Sicherheit, die ich zum Heranwachsen brauchte. Aus einer Familie zu kommen, die sich ihre eigenen Wege suchte, erleichterte es mir vielleicht, diese grosse Verantwortung für ein Kind einzugehen, ohne mir Sorgen zu machen. Das Kind würde es guthaben; es zu bekommen, stand für mich nie in Frage. Das Einzige, worum ich mir Sorgen machte, war, ob ich in der Lage sein würde, mit dem, der mit mir dieses Kind gezeugt hatte, eine Beziehung aufzubauen. Ich sah nur diese beiden Möglichkeiten: entweder, ich würde das Kind allein aufziehen, oder wir würden es zu zweit und als Paar machen. Möglichkeiten links und rechts davon hatte ich nicht in meinem Handlungsrepertoire. Von Co-Elternschaft beispielsweise, also Elternschaft auf einer anderen zwischenmenschlichen Basis als der Liebesbeziehung, hatte ich noch nie gehört. Genauso wenig war es für mich *denk*bar, das Kind mit anderen Menschen ohne den Erzeuger aufzuziehen, den Elternschaftsbegriff also mit eigener, selbst definierter Bedeutung und Verantwortung zu füllen. Wir taten daher, was viele vor uns taten und viele nach uns tun werden: Wir versuchten, eine Liebesbeziehung zu führen und Eltern zu sein. Mit ersterem hörten wir irgendwann auf, letzteres sind wir heute noch.

Normen als Reibungsfläche der Realität

Wenn ich auf diese ersten Jahre der Versuche, eine Liebesbeziehung zu führen, zurückblicke, fällt mir auf, wie viel Angst ich davor hatte, darin zu scheitern. Wie sehr die Angst als Paar zu scheitern, mit der diffusen Angst verknüpft war, dem Kind, das mittlerweile schon laufen konnte, kein Zuhause, ja, keine ‹gute› Familie sein zu können. Es ist für mich auch mit Scham besetzt, die Angst, an diesem gesellschaftlich gesetzten Familienbild zu scheitern, so schwarz auf weiss zu benennen, denn es offenbart, wie sehr mich die beschriebene gesellschaftliche Norm von Familie durchdrungen hat, wie sehr auch ich in dem dominanten Diskurs um Kindeswohl und präsente biologische Eltern verhaftet war (und an so vielen Stellen immer noch bin). Ich erinnere mich an die ersten Nächte, die ich ausserhalb von Zuhause verbracht habe, nachdem wir uns als Eltern von der Idee einer gemeinsamen Liebesbeziehung verabschiedet hatten. Wie ich in diesen Nächten bei Anderen, die eigentlich das Auskosten meines Singleseins sein sollten, kein Auge zutat, aus Angst, meinem Kind keine ‹gute› Mutter zu sein; mit meinem Drang nach

Erst die ständige Sorge davor, an dem gesetzten Familienideal zu scheitern, ermöglichte es mir, die heterosexuelle Kleinfamilie als ein Konstrukt vom Zusammenleben mit Kindern zu erkennen, für das sich viele entscheiden (können) – aber viele eben auch nicht.

Freiheit, jenes Bild von Familie zu untergraben, zu gefährden, das diese Gesellschaft in mir geformt hat. In diesem Bild hat eine Mutter, die beansprucht, ein eigenes, selbstbestimmtes, begehrendes Wesen zu sein, keinen Platz. Ich fühlte (und fühle mich auch oft heute noch) schuldig dafür, meine Bedürfnisse nach Raum und Zeit für mich selbst, trotz der Tatsache, Mutter zu sein, ernst zu nehmen.
Erst diese ständige Sorge davor, nicht gut genug zu sein und an dem gesetzten Familienideal zu scheitern, ermöglichte es mir, die heterosexuelle Kleinfamilie als ein «Glaubenssystem» (Tazi-Preve 2018:11), *ein* Konstrukt vom Zusammenleben mit Kindern zu erkennen, für das sich viele entscheiden (können) – aber viele eben auch nicht.

Ambivalenzen als kollektive Erfahrungen

Ich begann mich mit gesellschaftlichen Bildern von Elternschaft, insbesondere Mutterschaft, und von Familie zu beschäftigen. Ich las über den Mythos der «guten Mutter» und seine historische Wandelbarkeit (vgl. z.B. Badinter 1980, Malich et al. 2013). Ich las, dass Familienformen zeitlich, regional und auch milieuabhängig schon immer sehr vielseitig waren und entsprechend auch die Erwartungen an und die Leitbilder von Eltern ambivalent – und dass diese sich immer wieder ändern. Das erleichterte mich. Das Bild der heterosexuellen Kleinfamilie als *temporäres* gesellschaftliches *Ideal* schälte sich immer deutlicher heraus.

Ich begann zu verstehen, dass die Ambivalenz im Kontext von Familie in dieser Gesellschaft nicht nur meine individuellen, sondern auch kollektive Erfahrungen sind.

Ich begann zu verstehen, dass die Erfahrungen von Isolation, die Angst vor dem Scheitern, der Leistungsdruck, die Romantisierung und immer wieder die Ambivalenz im Kontext von Familie in dieser Gesellschaft nicht nur meine individuellen, sondern auch kollektive Erfahrungen sind.
Mutterschaft scheint ein besonders beliebtes Feld zu sein, um daran gesellschaftliche Normvorstellungen, Tabus und Erwartungen zu knüpfen – und zwar nicht nur, für Frauen* *mit*, sondern auch für Frauen* *ohne* Kinder. Auch wenn Vaterschaft und Elternschaft immer mehr in die unterschiedlichen Diskurse aufgenommen werden, ist doch Mutterschaft ein Bereich, der in besonderem Masse gesellschaftlichen Bewertungen ausgesetzt ist. Das liegt nicht zuletzt auch daran, dass die Reproduktionsarbeit rund um Kinder nach wie vor zum grossen Teil von Frauen* gemacht wird. Der Mythos der «guten Mutter», wenn auch in immer neuen Ausformulierungen, hält sich resistent und sein Einfluss auf heutiges Muttersein bleibt bestehen. Mit dem Mutterwerden setzt plötzlich eine Wertung ein, die von Müttern Erklärungen verlangt: Warum sie sich wozu wie verhalten und welche Entscheidungen sie warum treffen. Von «Wie, du stillst überhaupt nicht?» hin zu «Jetzt könntest du aber doch langsam abstillen?» wird jeder Schritt rechtfertigungsbedürftig. Das Ideal der «guten Mutter» hält sich wohl auch deshalb so gut, weil es sich in Abgrenzung dazu definiert, wie eine Mutter *nicht* zu sein hat. Zum Beispiel ein sexuelles Wesen. Oder noch dazu eines, das homosexuell, ausserehelich und/oder polyamourös begehrt.
Durch die Ideale rund um Mutterschaft wird so zum einen eine extreme Sichtbarkeit produziert, zugleich aber andere Bereiche ins Unsichtbare gerückt. So wird zum Beispiel überdeutlich sichtbar, *dass* und *wie* ich Mutter bin, welche Entscheidungen ich für ein Kind treffe, ob und wann ich es in Betreuung gebe, ob und wie lange ich stille, ob und wie ich die Sorgearbeit aufteile etc. Hingegen werden Sphären, die gesellschaftlich nicht mit Mutterschaft in Verbindung gebracht werden, unsichtbar gemacht – und darin dennoch bewertet. Warum will ich zum Beispiel auf dem Online-Dating-Profil nicht angeben, dass ich Mutter bin, wo ich doch andere, meine Identität betreffende Faktoren dort durchaus transparent mache? Vermutlich, weil meine Mutterschaft im (gesellschaftlichen) Gegenüber Bilder und Einordnungen meines Ichs in Gang setzt, die ich nicht kontrollieren kann. Schublade auf, Mutter hinein, Schublade zu. Die Definitionsmacht über mein Muttersein wird mir entzogen, weil ich diese Bilder nicht bestimmen kann. Die Gesellschaft tut es vor mir.

Ich finde mich in den Worten wieder, die Frauen* schon vor Jahrzehnten gefunden haben (z.B. Duden 1976; Notz 1988). Ich war froh, als Orna Donath mit ihrem Buch «#regretting motherhood. Wenn Mütter bereuen» (2016) eine Debatte anstiess, die ambivalente und negative Gefühle in Bezug auf Mutterschaft benennbar, ja, sagbar machte. Von all dem zu lesen fühlt sich stellenweise an wie eine nachträgliche Legitimierung meiner Gefühle, die ich mit kleinem Kind Zuhause so oft gefühlt habe: Anstrengung, Langeweile, ein unauflösbarer Spagat zwischen Unter- und Überforderung. Die Schuldgefühle, von denen ich oben schreibe, kann ich heute durch die Worte anderer besser einordnen (was nicht verhindert, dass sie wiederkehren).

Ich bin manchmal überrascht, dass all die beschriebenen Gefühle sich nach wie vor oft *unerlaubt* anfühlen. Und dass sie sich als ein von gesellschaftlichen Normen und Erwartungen geprägtes schlechtes Gewissen so konstant halten. Denn Abweichungen von der Norm sind doch längst Normalität geworden. Und trotzdem: Die gesellschaftlichen Ideale bleiben für mich in Form von Bewertung, Erwartung, Tabuisierung deutlich spürbar. Ich bin ihnen als *weisse*, nicht-alleinerziehende, mittelschichtsgeprägte Cis-Frau mit akademischem Abschluss und mit deutschem Pass deutlich weniger ausgesetzt – Mütter, die beispielsweise aus anderen sozialen oder ökonomischen Hintergründen kommen, nicht cis-geschlechtlich sind oder eine migrantische Geschichte haben, erleben noch einmal andere und weitere Benachteiligungen und Bewertungen (vgl. z.B. Gumbs et al. (2016); Tretau (2018); Schurian (2019)). Meine Erzählung von Familie ist nur eine in einem breiten Kanon verschiedenster familiärer Erfahrungen. Was ich als Abweichung von der gesellschaftlichen Familiennorm beschreibe, bleibt eine biologische Zweielternschaft, die sich aus einer Cis-Frau und einem Cis-Mann zusammensetzt. Eine Elternschaft also, die sich vergleichsweise nah an der Norm bewegt, und die trotzdem mit dem Status Quo hadert und andere Wege zu gehen versucht.

Durch die Ideale rund um Mutterschaft wird zum einen eine extreme Sichtbarkeit produziert, zugleich aber andere Bereiche ins Unsichtbare gerückt.

Familie lieber selber machen

Was bedeutet es nun, die heterosexuelle Kleinfamilie, die immer noch als *die Normalität* erscheint, als Glaubenssystem, als soziales Konstrukt aufzudecken und anzuerkennen? Was kann daraus folgen?

Zunächst einmal erwuchs für mich aus dem oben beschriebenen Hadern mit und Abarbeiten an dem festgefahrenen Familienideal die Erkenntnis: Familie ist Arbeit. Sie ist alltägliche, zwischenmenschliche Praxis, nicht feste Form. Eine Praxis, die jede Menge emotionale und handfeste Arbeit erfordert. In ihrem Sammelband «Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist» (2014) beschreiben Karin Jurczyk, Andreas Lange und Barbara Thiessen Familie als alltägliche Herstellungsleistung, anstatt von ihr als einer vorgegebenen Form auszugehen. Sie schlagen den Begriff des *doing family* vor, der berücksichtigt, dass Realitäten immer wieder neu hergestellt werden. Durch die Vorstellung, dass Familie hergestellt wird und veränderbar ist, kann eine definitorische Entkopplung von Biologie und Familie stattfinden. Sorge, Nähe und Verantwortlichkeit können somit in den Mittelpunkt gerückt und zum Ausdruck für zwischenmenschliche Bedürfnisse werden, anstatt unabhängig von ihnen festgeschrieben zu werden (Mesquita 2017: 260). Durch ein *doing family* brauche ich keine festgeschriebene familiäre Form, um Familie zu sein und um als solche anerkannt zu werden. Wieder ein Konzept, das mir hilft, meine eigenen familiären Realitäten einzuordnen, sie als Familie erklärbar zu machen: Ich fühle mich als Teil einer familiären Praxis, ganz unabhängig davon, dass ich mit dem Vater des Kindes eine freundschaftliche und keine romantische Beziehung habe und auch unabhängig davon, dass wir keinen Haushalt miteinander teilen. Dass wir trotzdem gern miteinander in den Urlaub fahren oder zu dritt ins Schwimmbad gehen, dass wir uns trotzdem in unserer Zukunftsplanung berücksichtigen, das scheint mir oft in der Gegensätzlichkeit der gesellschaftlichen Zuschreibung Liebesbeziehung

versus «getrennt Leben» keinen Platz zu haben.

Die Soziologin Eva Illouz hinterfragt das kausale Zusammendenken von Elternschaft und Paarbeziehung, wie folgt: «Den Frauen möchte ich sagen: Macht euren Kinderwunsch nicht abhängig vom Wunsch nach romantischer Liebe. Wenn ihr Kinder wollt, bekommt sie allein – oder in einer Gemeinschaft mit anderen Frauen, die ebenfalls Kinder wollen. Oder mit Männern, die Kinder wollen, aber nicht eure Partner sind. Es braucht keine traditionelle Familienstruktur, um Kindern aufzuziehen. Ich glaube wirklich, dass Homosexuelle in vielem die Avantgarde der Gesellschaftsentwicklung bilden, etwa bei der Frage der Trennung von Elternschaft und sexuell-romantischen Beziehungen: Manchmal korrespondieren sie, manchmal nicht. Und wenn sie nicht korrespondieren, sollte man sie getrennt verfolgen. Ich glaube, wir werden in diese Richtung gehen. Wir sollten es.» (Illouz 2011: o.S.)

Illouz prognostiziert hier nicht nur, dass sich Familie in Richtung dieser Entkopplung weiterentwickeln wird, sie empfiehlt es sogar.

Der Begriff der Co-Elternschaft eignet sich weniger als Festschreibung auf bestimmte Faktoren, vielmehr bietet er die Möglichkeit, Familie als ein Prozess des Tuns, des doing family *zu denken.*

Alternativen entwickeln: Co-Elternschaft als *doing family*

Nach den beschriebenen Kritiken und meinem Hadern mit dem Ideal der heterosexuellen Kleinfamilie, möchte ich abschliessend auf Co-Elternschaften eingehen, als ein Ausblick auf familiale Lebensformen, die sich explizit ausserhalb der klassischen Kleinfamilie bewegen. Co-Elternschaften bezeichnen Familienkonstellationen, die sich ohne eine romantische Liebesbeziehung als Zeugungsgrund konstituieren und mehr als zwei Elternteile umfassen können. Der Begriff der Co-Elternschaft eignet sich weniger als Festschreibung auf bestimmte Faktoren, vielmehr bietet er die Möglichkeit, Familie als ein Prozess des Tuns, des *doing family* zu denken. Die soziale Praxis der Akteur_innen füllt den Begriff stetig aufs Neue mit Bedeutung. Die gelebten Konstellationen sind in ihrer Zusammensetzung sehr variabel. Sie können z.B. drei befreundete Elternteile umfassen, die sich die Verantwortung für Kinder teilen, eine Hausgemeinschaft, die sich für die langfristige gemeinsame Sorge um ein Kind entscheidet oder auch zwei queere Paare, um nur einige Varianten zu nennen. Co-Elternschaften haben es aus einer individuellen Nische heraus in den Mainstream-Mediendiskurs geschafft (vgl. z. B. FOCUS 2013, FAZ 2015, FR 2017, ZEIT 2017) und es ist sicher nicht übertrieben zu sagen, dass sie dazu beitragen, den Familienbegriff weiter zu öffnen. Vielleicht liegt gerade hier das Potential von Co-Elternschaften. Sie stellen ein nicht auf eine Form festgeschriebenes Familiengefüge dar, das eine nicht-normierte Form des Kinderhabens eröffnet und dieser eine Öffentlichkeit ermöglicht; ein Familiengefüge, das auf verschiedene Weise mit Bedeutung gefüllt werden kann und wird. Dass zu einer Entnaturalisierung des Kleinfamilienideals und der ihr zugrundeliegenden heteronormativen Annahmen (Mesquita 2017: 257) nicht nur eine öffentliche Debatte genügt, sondern beispielsweise unter anderem auch eine Öffnung der rechtlichen Rahmenbedingungen dringend notwendig ist, liegt auf der Hand: In Deutschland und der Schweiz können nach wie vor nur maximal zwei Personen rechtlich Eltern sein.

Es bleibt viel zu tun. Ich vermute – um zu meiner Eingangsfrage zurückzukehren – dass Familie nie eine sichere, beziehungsweise klare Sache sein wird. Dafür ist sie viel zu komplex. Und warum sollte – in einer Gesellschaft, in der immer mehr Ehen geschieden und Liebesbeziehungen getrennt werden – ausgerechnet das romantische Gerüst langfristig jenes sein, auf dem sich familiäres Zusammenleben aufbaut? Warum fällt es so schwer, in die Verbindlichkeit und Stabilität von familiären Formen ausserhalb der heterosexuellen Kleinfamilie zu vertrauen? Ist es nicht längst an der Zeit, Familiarität jenseits von verengten Familienbildern zu denken und zu leben? Um diese Räume entwerfen zu können, um die dafür nötigen radikalen neuen Bilder zu erdenken und zu erleben, braucht es auch die Bereitschaft, bekannte Vorstellungen und

Annahmen nicht nur zu hinterfragen, sondern stellenweise auch zu entlernen. Das ist nicht zuletzt auch ein Plädoyer an mich selbst: mir immer und immer wieder bewusst zu machen, wie sehr ich die gesellschaftlich gesetzten Massstäbe als Normalität verinnerlicht habe und aus dieser Erkenntnis den Mut zu schöpfen, andere Wege zu denken und zu gehen; Löcher in gelernte Familienbilder zu graben und sie gemeinsam mit vielen zu bewohnen.

Literatur

- Badinter, Elisabeth: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München: Deutscher Taschenbuchverlag 1981 [1980].
- Becker, Jenny: Co-Parenting. Allein zusammen erziehend. In: Zeit Online 2/2017. [online] https://www.zeit.de/2017/02/co-parenting-kinder-erziehung-familienplanung-internet, abgerufen am 15. Juni 2019.
- Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt am Main: edition suhrkamp 1998.
- Donath, Orna: #regretting motherhood. Wenn Mütter bereuen, München: Knaus Verlag 2016.
- Duden, Barbara: Nicht mehr Tag und Nacht Mutter sein, in: Courage, Heft 3, 1976.
- Co-Parenting-Portale: Wenn sich Eltern ihre Kinder teilen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. Dez. 2015. [online] http://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/dw-doppel-co-parenting-portale- wenn-sich-eltern-ihre-kinder-teilen-13988665.html, abgerufen am 17. Juni 2019.
- Gumbs, Alexis Pauline; Martens, China; Williams, Mai'a: «Revolutionary Mothering. Love on the Front Lines.» PM Press 2016.
- Illouz, E. (2011): «Macht euren Kinderwunsch nicht von Liebe abhängig!» In: Spiegel Online, 11.10.2011 [online] https://www.spiegel.de/kultur/literatur/soziologin-illouz-macht-euren- kinderwunsch-nicht-von-liebe-abhaengig-a-790592-2.html, abgerufen am7. Juni 2019.
- Jurczyk, Karin; Lange, Andreas & Thiessen, Barbara: Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist, Weinheim/Basel: Beltz Juventa 2014.
- Malich, Lisa: Who's your mommy now? Nationalmütter, Fuckermothers und die Geschichte des Muttermythos, in: Mecklenbrauck, A. & Böckmann, L. (Hrsg.). The Mama and the Papas. Reproduktion, Pop & widerspenstige Verhältnisse, Mainz: Ventil Verlag 2013, 25–31.
- Mesquita_Shushila: Ban Marriage! Ambivalenzen der Normalisierung aus queer-feministischer Perspektive Wien: zaglossus 2017.
- Notz, Gisela et al.: Das Leben ist doch kein Kindergeburtstag. Leben mit Kindern – Mütter ausserhalb der Kleinfamilie, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 21/22, 1988, 73–84.
- Rennefanz, Sabine: Co-Parenting. Auslaufmodell Kleinfamilie, in: Frankfurter Rundschau, 12. Dez. 2012. [online] http://www.fr.de/politik/meinung/kolumnen/co-parenting-auslaufmodell- kleinfamilie-a-1399306, abgerufen am 16. Juni 2019.
- Sanides, Silvia: Abenteuer Baby. Eltern in aller Freundschaft. In: Focus Magazin, Nr. 41, 7. Okt. 2013. [online] https://www.focus.de/gesundheit/baby/schwangerschaft/abenteuer-baby-eltern-in-aller-freundschaft_aid_1121314.html, abgerufen am 16. Juni 2019.
- Schurian, Hannah: »No justice, no choice«. Was sexuelle Selbstbestimmung mit reproduktiver Gerechtigkeit zu tun hat. In: LuXemburg, Heft 01/2019,Class & Care, April 2019. [online] https://www.zeitschrift-luxemburg.de/no-justice-no-choice/, abgerufen am 24. Januar 2020.
- Tazi-Preve, Mariam Irene: Das Versagen der Kleinfamilie. Kapitalismus, Liebe und der Staat, Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich Verlag 2018.
- Tretau, Alisa (Hrsg): Nicht nur Mütter waren schwanger. Unerhörte Perspektiven auf die vermeintlich natürlichste Sache der Welt. Münster: edition assemblage 2018.

Anmerkung

Wissenschaftlich sind Co-Elternschaften bisher kaum erforscht. Dem breiten medialen Interesse zum Trotz, habe ich nur zwei Monografien gefunden, die sich explizit dem Thema Co-Elternschaft im oben definierten Sinne widmen:

- Hope, Rachel: Family by Choice. Platonic Partnered Parenting. Word Birth Publications 2014.
- König, Jochen: Mama, Papa, Kind? Von Singles, Co-Eltern und anderen Familien, Freiburg: Herder Verlag 2015.

ICH ESSE EINE GESCHLECHTERROLLE UND SPÜRE DIE GESCHLECHTER IN MIR ROLLEN. DIE GESCHLECHTERROLLEN SIND SICH AM ENTROLLEN.
ICH ROLLE DIE GESCHLECHTER WIEDER AUF MEINE GABEL.
DA SCHIMMERT EIN WENIG SCHIMMEL DURCH DIE GESCHLECHTER.
OB DIE GESCHLECHTER NICHT ECHT SIND? ODER DIE GESCHLECHTER ROLLEN SCHLECHT SIND?
DER SCHIMMEL WÄCHST.
UND MIR WIRD SCHLECHT.
DAS NÄCHSTE MAL ESSE ICH EINE FRÜHLINGSROLLE.
OH NO WE ARE OUT OF GENDER ROLLS...
SPRING ROLLS
RÜCKWÄRTS ROLLE
SUSHI ROLLS
WC ROLLE

von HA & RR